

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Benjamin Lebert

Die Dunkelheit zwischen den Sternen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ACHANDA

Die Sonne ist eine Verräterin. Sie ist nicht schüchtern wie Misha, die ihre Augen senkt. Sie will nicht schlichten wie Housemother. Sie ziert sich nicht. Sie streckt ihren schimmernden Finger aus und sagt hier, hier und hier. Hier, sagt sie, der zerfetzte Körper eines Fisches im Staub, Gewölk aus Insekten drumherum. Hier der Straßenhund: steif, zottelig, hungergesichtig. Die feuchte Nase als Wegweiser. Er ist noch am Leben, obwohl er es besser wissen müsste.

Wir kennen uns, wir beide. Wir gehören Kathmandu, seinen Pfaden, seinem Granatapfelrot. Wir haben viel gemeinsam. Wir können uns nicht entgehen und haben doch nichts voneinander.

Hier das hellhäutige Mädchen auf der Tafel, die an der Hauswand über den schiefen Balkonen befestigt ist. Das Mädchen auf der Tafel ist glücklich, weil es die süße Flüssigkeit trinkt, die prickelt und

ein Feuerwerk auf der Zunge zündet. Daneben eine zweite Tafel: dasselbe Getränk, andere Farben. Anderes Mädchen. Aber auch hellhäutig. Auch glücklich.

Hier, hier und hier – die Motorräder, dunkel, grollend –, künstliche Bestien, die alles Leben und die Geister der Stadt wie Beute vor sich herjagen. Ich träume, ich werde auch eins haben. Es wird nicht mehr lange dauern. Ich werde mein Gesicht mit einem Tuch verhüllen und einen Helm und eine dieser Brillen tragen, die meine Augen auslöscht. Dann werde ich davonfahren. Staub wirbelt auf, und nichts bleibt zurück. Auch nicht die Erinnerung.

Ich werde Shakti mitnehmen. Sie wird kein albernes Kind mehr sein, das auf einem Bein hüpfet und das Krokodil-Lied singt. Sie wird etwas anderes sein. Erwachsen. Und schön. Ja, sehr schön wird sie sein. Und glücklich, wenn ich sie mit mir nehme. Und die Bestie nur auf meine Befehle hört und uns fortträgt.

Die Sonne lügt. Genauso wie die Nacht. Die Nacht lügt, weil sie verbirgt, ohne ein Unterschlupf zu sein. Die Sonne lügt, weil sie alles herzeigt. Auch das, was gar nicht da ist.

Ich bin froh, wenn das Treffen mit dem Alten vorbei ist. Der Alte ist verschlagen und heckt immer etwas aus. Sein breiter Mund grinst, obwohl es nichts zu grinsen gibt. Er geht mit leisen Sohlen auf Wegen, auf denen er nichts zu suchen hat. Seine Hände nehmen viel und geben wenig. Seine Hände sind kräftig. Seine Hände zittern, wenn sie zuschlagen wollen.

Der Junge weicht mir nicht von der Seite. Der Junge, der Tarun heißt. Bleibt in meiner Nähe. Will unbedingt dabei sein. Der Junge hat den Alten noch nie gesehen, und ich verrate ihm auch nicht, was ich mit dem Alten zu tun habe.

Das geht dich nichts an, sage ich. Einfach ein Mann, den ich treffen muss. Mehr nicht. Ich sage ihm, dass er zurückbleiben soll, wenn ich mit dem Alten rede. Dass der Alte nicht mitkriegen darf, dass er zu mir gehört.

Weil er es sich sonst anders überlegen könnte.

Und ich in Schwierigkeiten komme.

Ich sage ihm, dass er nicht wissen darf, wie der Alte aussieht. Weil es nicht gut ist für ihn, wenn er es mit dem Alten zu tun bekommt. Weil es zu gefährlich ist für ihn.

Der Junge hat etwas Grünes an, das ein Brother von weither dagelassen hat. Etwas Grünes mit seltsamer

SHAKTI

In der Küche herrscht Freude. Die Kinder plappern durcheinander und scharen sich um Nele-Sister, die am Herd steht. Sie fühlen die Kraft der Flamme, die unter der Pfanne lebt, und schauen auf die Körner, die in brutzelndem Öl und Zucker liegen, und sind gespannt. So gespannt, was gleich geschieht. Sogar Housemother lacht. Und der Brother lässt Raj auf seinen Schultern sitzen, damit er gut sehen kann.

In der Küche herrscht Freude. Sie versucht, in meinen Körper zu schlüpfen, Einlass zu finden.

Aber ich lasse sie nicht herein.

Ich will es nicht. Sie soll draußen bleiben.

Die Stimme von Nele-Sister klingt heute fröhlicher und geschmeidiger als sonst.

Gestern ist sie in einem vollbesetzten Tuk-Tuk gefahren. Und hat die große Ring Road unter sich vorübergleiten sehen, weil das Tuk-Tuk keinen rich-

tigen Boden mehr hatte. Dann ist sie in ein zweites Tuk-Tuk umgestiegen. Quer durch die Stadt ist sie gefahren, um ein besonderes Haus aufzusuchen, wo die Menschen den friedliebenden Sohn von dem Gott anbeten, den sie so gern hat.

Sie wird auch zu ihm gebetet haben. Und dann hat sich ihre Stimme verwandelt. Im Gebet werden alle Stimmen schön. Und sie bleiben es. Eine Weile.

Nele-Sister redet und redet. Sie erzählt, dass es jeden Augenblick so weit ist. Dass es POP! machen wird und wieder und wieder POP! Dass die Körner, die sie uns mitgebracht hat, die Hitze in der Pfanne bald nicht mehr aushalten und in die Luft schnellen und aufplatzen und plötzlich wie verwandelt aussehen. Und wenn wir sie dann essen, werden wir erleben, wie lecker sie sind.

Das sagt sie und noch viel mehr, und ich soll es den anderen Kindern übersetzen. Aber ich habe keine Lust zu übersetzen. Meine Stimme ist nicht geschmeidig. Der friedliebende Sohn von Nele-Sisters Gott kennt meine Stimme nicht. Und meine Stimme wiederum kennt *ihn* nicht. Meine Stimme klingt allein, einsam.

Dann macht es wirklich POP! Wieder und wieder. Und Nele-Sister hält einen Deckel über die Pfanne. Und die Körner springen gegen den Deckel, und

es klingt wie ein Trommeln, und ein paar von den Körnern schaffen es hinaus ins Freie, und sie sehen wirklich wie verwandelt aus.

Die Kinder kreischen und zanken sich um das, was auf dem Boden gelandet ist. Die kleinen weißlichen und zuckerbraunen wolkenförmigen Gebilde verschwinden in diesem und diesem und diesem Mund.

Und auch die Flamme, die unter der Pfanne lebt, frisst ein paar von ihnen.

Als es nicht mehr POP! macht, lässt der Brother die Zuckerwolken von der Pfanne herunter in die Schüssel rauschen. Er hält die Schüssel jetzt vor dem Bauch und tut so, als wollte er den Kindern nichts abgeben. Aber dann darf natürlich doch jeder in die Schüssel greifen, so oft er mag.

Ich greife nicht hinein. Für mich schimmert es nicht weiß, für mich schimmert es nicht zuckerbraun.

Ich habe genug von der Küche.

Ich laufe in den Gang hinaus, und da ist Achanda. Er lehnt an der Wand. Er sieht auch nicht glücklich aus heute morgen. Gar nicht. Er sieht mitgenommen aus, als wären seine Augen an einem finsternen Ort gewesen.

Als er mich sieht, versucht er sein übliches Lächeln.

Er soll mich in Ruhe lassen damit. Ich will es nicht sehen. Ganz bestimmt ist es das Letzte, was ich jetzt sehen will: dieses Lächeln.

Aber mit dem Lächeln ist es nicht getan. Zwischen seinen Fingern hält er etwas. Es ist eine Blume, wieder eine Blume.

Keine gebastelte diesmal. Es ist eine echte.

Sie ist klein, aber ihre Farbe zeigt Mut.

Achandas Finger halten die Blume vorsichtig.

Das macht keinen Unterschied.

– Es ist eine besondere Blume, sagt er. Ich habe oft gehört, dass sie beschützende Kräfte hat.

– Wovor sollte ich schon geschützt werden?, sage ich patzig. Hier im Recovery Home geht es uns gut, nicht wahr? Wir sind glückliche Kinder, nicht wahr? Wir sind sicher. Und überhaupt, was kümmert es dich, ob ich sicher bin oder nicht?

Achanda sieht mich traurig an.

– Bitte nimm sie, sagt er. Und dann noch mal, sehr leise: Sie wird dich beschützen.

Ich nehme die Blume und zerrupfe sie vor seinen Augen.

Er sieht erschrocken aus.

– Was ist denn los?, fragt er.

Lange sage ich nichts und lasse ihn mein Schweigen spüren. Dann sage ich:

– Wir werden nie zusammen Motorrad fahren. Ich

weiß es, und du weißt es. Du wirst bald bei deinem Onkel sein. Deine Finger können sich weiter mühen, Blumen zu basteln oder zu pflücken. Aber das ändert gar nichts dran. Tu nicht so, als könntest du mich beschützen. Du kannst es nämlich nicht. Und wollen tust du es auch nicht.

Er nennt meinen Namen. Aber mein Name ist so klein in seinem Mund.

Ich laufe hinaus ins Freie.

Ich habe meine Ohren gespitzt. Die Route zum Affentempel ist in mir.

Ich bin gut vorbereitet. Das Motorrad wird vollgetankt sein, wenn ich es bekomme. Und ich habe mit Krishna vereinbart, dass er mir zwei Helme gibt. Helme, die Krishna nicht verkauft, sondern nur verleihen will. Gegen Anzahlung. Ich werde die Anzahlung leisten, wenn ich das nächste Mal zu ihm komme, um das Motorrad zu holen. Aber die Helme wird er nie wieder sehen. Und mich auch nicht. Sein Pech.

Der Tag ist noch nicht sehr weit fortgeschritten. Die Sonne hat noch viel zu beleuchten, viel zu enttarnen. In den Himmeln ist noch kein Regen. Noch lange kein Regen, nein. Manchmal sehne ich mich nach ihm, wenn er nicht da ist. Aber wenn er kommt und die Welt in seinen Strömen versinkt, muss sich die gute Laune festhalten, damit sie nicht weggespült wird.

Ich sitze auf der trockenen Erde des Playgrounds, zupfe an einem braunen Halm herum und ruhe mich ein bisschen aus.

Die Stimmen der Kinder sind noch aufgeregter als sonst. Nele-Sister hat einen Photoapparat mitgebracht. Sie will Photos von uns machen, wie wir über den Playground toben. Manchmal leiht sie ihn auch

kurz aus, und die Kinder machen selbst Photos. Wie jetzt. Kiran will ein Photo von Ramani machen, die Räder schlägt. Aber es klappt nicht richtig, weil sich andere Kinder in den Weg stellen. Amir will Kiran den Apparat entreißen.

Die Kinder lieben den Photoapparat, weil er sich schwer und bedeutsam anfühlt und Momente einfangen kann, die sonst für immer verloren wären. Und sie können die Photos sofort anschauen, auf dem kleinen Bildschirm des Apparats.

Wenn ich es richtig verstanden habe, dann kommen unsere Photos in ein Heft. Genauer gesagt in mehrere Hefte, die alle genau gleich aussehen. Mit Texten von Nele-Sister und dem Brother. Diese Hefte werden in dem Flugzeug sein, das Nele-Sister bald wieder nach Hause trägt. Dort will sie die Hefte anderen Leuten zeigen, die dann vielleicht auch hierherkommen, um uns zu besuchen.

Aber ich werde dann schon nicht mehr da sein.
Hoffentlich.

Ich schaue in den Himmel. In sein Ingwergelb hinein schaue ich. Dann wieder auf die Kinder. Aber ich nehme sie jetzt nicht mehr wahr.

Ich denke an Shakti. Daran, wie ich mit ihr in dem Verschlag saß. An ihre vom Wasser feuchten Beine. Und ich denke daran, dass ich übermorgen mit Śa-

rana zu meinem Onkel fahren soll. Es aber eigentlich nicht will.

Wie lange bin ich nun schon im Recovery Home?

Viele Atemzüge lang.

Und immer noch bin ich hier.

Und atme weiter.

Wie viele Kinder haben ich kommen und gehen sehen? Wie viele Brothers und Sisters?

Und die ganze Zeit über habe ich mir gewünscht, fortzugehen. Ein Zuhause zu haben.

Aber jetzt? Jetzt ist Shakti da. Und ich möchte kein anderes Zuhause mehr als sie.

Plötzlich klingt etwas in meinen Ohren. Eine Vogelstimme. Die aber keinem Vogel gehört.

Die Stimme gehört Tarun.

Er steht vor mir mit seiner weiten Hose und dem Pullover. Mit seinen bösen Augen. Und redet auf mich ein.

Unter seiner Haut ist Unruhe. Die man nicht sehen kann und doch sieht. Man sieht, wie es zuckt. Wie er sich umschaute, in der Sorge, jemand könnte uns beobachten.

– Noch mal bitte!, sage ich. Ich habe nicht genau zugehört.

– Dann hör mir halt zu!, sagt Tarun.

Es ist wichtig, sagt er.

Er bittet mich, nach dem Mädchen zu suchen. Das Mädchen, das Kalpana heißt. Dessen Namen er manchmal vor sich hin spricht. Dessen Namen er nachts sagt, wenn er heult und wir wegen ihm nicht schlafen können.

- Es ist in dem Haus, sagt er. Dem Haus von der reichen Frau, die vorgestern ins Recovery Home gekommen ist, um mich auszuschimpfen. Das Mädchen arbeitet dort. Ich kann da nicht mehr hingehen, sagt er. Weil sie mich dort kennen. Weil ich zwei Fenster eingeschmissen habe. Dich kennen sie aber nicht. Du bist groß und stark. Du musst dich in den Keller des Hauses schleichen und nachsehen, ob sie da ist. Nachsehen, ob es ihr gutgeht. Und wenn du sie siehst, sag ihr, dass ich sie nicht vergessen habe. Dass sie bald frei sein wird.

Ich sage:

- Hast du mit Śarana gesprochen? Bestimmt kann er dir helfen.
- Ja, ich habe mit Śarana gesprochen, sagt er. Er will helfen. Aber es dauert zu lang. Śarana ist lahm. Śarana ist zu beschäftigt. Darum komme ich zu dir. Obwohl ich es nicht will. Obwohl du mir gestohlen bleiben kannst.
- Das trifft sich gut, sage ich. Ich werde es sowieso nicht tun. Ist viel zu gefährlich. Und was habe ich

davon? Was habe ich davon, wenn ich wegen dir in Schwierigkeiten komme?

Tarun sagt nichts mehr. Er sieht mich an, und seine Unruhe nimmt deutlich zu. Ich merke, dass er sich bemühen muss, sie unter Kontrolle zu halten.

Auf einmal tut er mir leid. Und ich merke, dass ich sogar ein bisschen stolz auf ihn bin. Weil er den Mut aufbringt, mit mir zu reden. Weil er überhaupt scheinbar viele mutige Dinge tut. Von denen die anderen, die böse auf Tarun sind, nichts ahnen.

Ich denke daran, dass ich mit der reichen Frau aus der Nachbarschaft ja schon bestens vertraut bin. Durch die vielen Aufträge, die ich für sie erledigt habe.

Auch, wenn Tarun davon nicht weiß.

Auch, wenn ich ihm nichts davon erzählen werde.

Es wäre gar nicht schwierig für mich, in ihr Haus zu gelangen. Ich kenne es gut.

Ich denke darüber nach, ob ich einmal ein Mädchen bei ihr gesehen habe. Aber ich erinnere mich an kein Mädchen.

Tarun steht immer noch vor mir. Klein und einsam ist er.

Und er hat nichts.

Nichts – bis auf den Gedanken an dieses Mädchen.

Mit einem Mal kommt mir das sehr vertraut vor.

– In Ordnung, sage ich. Ich werde es tun. Ich werde nach diesem Mädchen schauen, in dem Haus. Ich werde es morgen tun. Wenn ihr wieder hier seid, auf dem Playground. Dann ist es günstig ...

SHAKTI

Die Träume, die bösen Träume, wollen mich gefangen nehmen, wie sie die anderen Kinder gefangen nehmen. Aber ich bin mit einem Wort entkommen. Mit einem Namen: Achanda.

Es gibt Namen, vor denen müssen die bösen Träume zurückweichen. Sie können nicht anders.

Die bösen Träume sind zurückgewichen, und da war plötzlich ein Weg durch die Dunkelheit.

Aus dem Schlafraum der Mädchen hinaus und auf den Gang. Bis nach draußen.

Und da ist er. Wie fast jede Nacht.

Wir sitzen zu zweit nebeneinander auf dem schmalen Absatz vor der Tür, an der eiskalten Luft, die einen klar denken lässt. Unter den Sternen, die über den Himmel ausgebreitet sind.

Achanda und ich sitzen nebeneinander, und obwohl es Nacht ist, sind wir uns beide der Anwesen-

heit des anderen sehr bewusst. Wir fühlen sie, alle beide.

– Morgen wirst du weg sein, sage ich zu Achanda. Nein, nicht morgen. Schon in ein, zwei Stunden. Noch bevor die Sonne aufgeht, wird Śarana hier sein, um dich abzuholen. Śarana ist pünktlich. Fast immer.

– Aber abends, sagt Achanda, abends, wenn die Sonne untergegangen ist, werde ich schon wieder da sein. Und dann in ein, zwei Tagen fahren wir zusammen fort, mit dem Motorrad. Wenn du es nur schon gesehen hättest wie ich. Wenn du gesehen hättest, wie schön es ist. Es ist kleiner als Śaranas Motorrad. Aber es ist schöner. Ja, viel schöner. Und es wird uns hinauf auf den Hügel fahren. Zu dem heiligen Ort.

Ich ringe mich dazu durch, Achanda etwas zu fragen, was ich nicht fragen will:

– Und dann?, frage ich. Wo fahren wir dann hin?

Achanda antwortet nicht. Lange antwortet er nicht.

– Es gibt viele Orte, sagt er dann. Du kannst auf mich zählen. Es gibt viele Orte.

– Ja, sage ich. So viele Orte, wie es da oben Sterne gibt.

Aber die Dunkelheit zwischen den Sternen ist viel größer.